

Bienen am Haken und Hüte mit Filz

Modemacherinnen in der Mächtigen-Metropole Berlin: Rebellinnen und Puristinnen sitzen mehr oder weniger erfolgreich zwischen allen Stühlen

Von Waltraud Schwab

Jeden Frühling dasselbe Spiel: „Mode aus Berlin“ wird beschworen. Hier sollen sie sein, die Trendsetter, die Retter der alten Modestadt. Und nicht zuletzt gilt: Die Metropole steht auf dem Spiel. Paris, London und Mailand müssen übertroffen werden. Dazu holt man sich die Stars aus dem Ausland an die Hochschulen, die Absolventen aber lässt man am ausgestreckten Arm verhungern. Vorher allerdings werfen genau diese ihren Elan einmal in die Waagschale und machen die fällige Modenschau. Eine Saison lang sind sie die Stars.

Sechs Modeschulen gibt es in Berlin, annähernd 100 Modeschöpfer werden hier jährlich entlassen. Und das in einer Stadt ohne Textilindustrie. Die DDR-Betriebe wurden in den letzten zehn Jahren systematisch „abgebaut“. Nähen ist ein aufwendiges Metier. Gutes Design braucht Fachkräfte. Die gibt es nicht mehr. Oder sie sind teuer.

Jene Jungdesigner, die vom schnellen Geld träumen, landen schlechtestenfalls hinterm Tresen einer Bar, bestenfalls bei den internationalen Markenfirmen. Hinter großen Labels verstecken sich große Konzerne. Sie können billig im Ausland produzieren. Newcomern mit einer kleinen Kollektion bleibt immerhin die Selbstausbeutung. „Die Stadt tut nichts für ihren Nachwuchs“, so unisono das Credo.

Rund um den Hackeschen Markt, dort wo der Puls der Metropole hochschlagen soll, haben sich dennoch ein paar Designerinnen etabliert. Darunter drei Frauen, deren Eigensinn mit Beständigkeit gepaart ist. Statt Glamour gibt es Visionen. Eine von ihnen ist Lisa D. Seit fast zwanzig Jahren macht die österreichische Wahlberlinerin Modeperformances zu Themen wie „Das Kleid als Prothese“, „Knautschzone“, „Die Frau die Hülle der Fleck“. Soziokulturelle Assoziationen sind Absicht.

Ihre neueste Show heißt „Bienen“. Der 13 Meter lange Laufsteg steht senkrecht im Raum. An einem Gurt befestigt schreiten ihn Frauen und Männer waagrecht hinunter. Eine Selbstverständlichkeit für sie, die Schwerkraft zu umgehen. In harter Geräuschkulisse führen die Models Arbeitskleidung vor. Für jeden Beruf das Passende. Vom Konzernchef und Kuratoren zum Portier und Punker. Flexibilisierte Ar-

beitswelt pur. Ein Dutzend schwindelfreie Models führen den Zwang zum Rollenwechsel mit künstlichem Lächeln vor.

„Mode spiegelt die Gesellschaft. Nicht umgekehrt“, sagt die Designerin, die eigentlich Künstlerin ist. Die Berufe, die Lisa D. ausgestattet hat, haben die Aura des großen Geldes, der großen Freiheit. Dabei zeigt bereits eine Drehung um 90 Grad, dass es damit nicht weit her sein kann. Festgezurr in ein System aus Stahlrohren, Drahtseilen und Hebebühnen tragen sie ihre vermeintliche Individualität zur Schau. Unten angekommen, klettern sie robotergleich das Gerüst wieder hoch. „Die neue Dienstleistungsgesellschaft hängt am langen Arm der Industrie. Man glaubt, man sei ein Arbeiter oder ein Banker“, sagt Lisa D. Deshalb sind die Gurte fester Bestandteil des Kleidungsdesigns. Statt Schleppe gibt es Karabinerhaken.

Kunst und Geld aber ist eine andere Episode im gleichen Kapitel. Eigentlich wollte die 45-Jährige das imposante Spektakel dieses Wochenende in Mitte zeigen, aber sie kam unter die Räder der Berliner Haushaltssperre. Bis ein Nachtragshaushalt verabschiedet ist, werden die zugesagten Zuwendungen nicht ausbezahlt. Deshalb: „Abgesagt“. Dort politische Seilschaften, da kreativer Eigensinn. Off-Kultur hängt in der Warteschleife der großen Skandale. „Please hold the line!“

Lisa D. sitzt erfolgreich zwischen allen Stühlen: „Die Kunst schiebt mich zur Mode, die Mode zur Kunst.“ Sie ist eine der Designerinnen, die vor zehn Jahren in die Stadt kamen und deren Boutique läuft, weil sie wendig genug fürs spektakuläre Drumherum ist. Mit ihren Shows erregt sie internationale Aufmerksamkeit. Mit Mode allein verspräche der Kosten-Nutzen-Faktor wenig Profit. Ihre Kollektion neigt zum Schrollen. Als Unternehmerin ist sie gefordert. „Vor kurzem hatte ich meine erste Entlassung. Das war nicht leicht.“

Direkt neben Lisa D. hat die Philosophin unter den Designerinnen, Karin Jordan, ihr Atelier. Puristisch, perfektionistisch und ganzheitlich. Es ist ihr egal, ob etwas zusammengehört. Anders als ihre Nachbarin pflegt sie die Innerlichkeit. „Ich schaffe keine Highlights. Es geht um Kontinuität und Verantwortung. Nicht der Mensch muss sich auf die Dinge zube-



Das Individuum am Haken: Mode von Lissa D.

(Bild: Johannes Seyerlein)

wegen, sondern die Dinge auf den Menschen“, sagt sie.

Die Ost-West-Berlinerin beobachtet, wie Leute in ihrem Körper wohnen, um entsprechende Kleidung dazu zu finden. Sie sucht den Antizeitgeist. Ihre Modelle verschmelzen Integration und Individualität. Mit ihren Designs überträgt sie das Wellness-Prinzip auf die zweite Haut. „Ich liebe Schönheit, aber ich leiste auch gerne Widerstand.“ Selbstredend ist sie zudem Pädagogin, unterrichtet an der Kunsthochschule Weißensee und hat eine Vorbereitungsplattform für junge Leute initiiert, die Design studieren wollen.

Berlin hat viele Stile. Das ist das Mode-Plus. Designer nämlich müssen mehr verkaufen als gestyltes Outfit, um zu überzeugen. Spannung und Widersprüche zeigen sich wiederum bei Christine Birkle mit ihrem Label „Hut up“. Sie verbindet Filz – Produkt einer uralten Handwerkstradition – mit fragilen Stoffen. Filz entsteht, indem ungesponnene Wolle geseift und gerieben wird. Ein körperlich anstrengender Prozess. Im Atelier von Birkle werden transparente Seidenschnitte mit gefilzten Nähten geschlossen. Das fließende und leichte Material wird mit Widerständigem zusammengehalten. Auf schimmernde Seidenkleidung werden aus Wolle Muster gefilzt. Bei diesem Konzept wird das Design dem Material angepasst. Nadel und Faden entfallen. Die Sommerkollektion: ein Farbenmeer. „Hut up“ ist überaus erfolgreich. In Italien, Tokio und New York.

Erweiterte Tradition, Innerlichkeit und Rebellion. Drei Positionen zur Mode in Berlin, die überzeugen, weil die Protagonistinnen von ihren Ideen besessen sind. Nicht Haute Couture und greller Schein. „Warum sollen die Berliner plötzlich schön und glatt sein?“, fragt Lisa D. Die Antwort gibt sie selbst: „Wenn die Leute hier doch endlich aufhören würden, Paris und London hinterherzuhecheln in ihrem deutschen, ewigen Unglücklichsein. Sie haben kein Selbstbewusstsein, weil sie auf das Sperrige, das Arme, das Abgeranzte nicht stolz sind, obwohl das der Stadt doch ihre Identität gibt.“

Es besteht Aussicht, dass „Bienen“ nun im September in Berlin zu sehen ist. Auf jeden Fall aber wird die Show im nächsten Jahr im Schauspielhaus Frankfurt und anderswo über die Bühne gehen.

portal an Staatsratsgebäude. Schiössneubau an Palast-Ruine der Republik und eben auch Japan an Preußen.

Und das ist der neueste und spektakulärste Berlin-Bruch: Kaisersaal an Sony-Center. Sie erinnern sich, das ist die weltweit einzige Hotelruine, die, auf ein Luftkissen gehoben, 75 Meter weit verschoben und um 90 Grad gedreht wurde. Die Potsdamer Straße musste schließlich verbreitert werden. Ab diesem Wochenende dürfen dort wieder Cocktails geschlürft werden, wo einst der Kaiser seine Lust am Umgang mit den Bürgerlichen pflegte. Endlich hat der Potsdamer Platz etwas Berlinisches, dieses gewisse gebrochene Etwas.

Zwar gibt es auf der anderen Straßenseite das alte Wein-Haus Huth. Mit Tchibo-Filiale im Erdgeschoss vollendete Begegnung des Alten mit dem Neuen. Doch fehlt hier ein bisschen Preußen und High-Tech.

In den restaurierten, gold- und cremefarbenen Überresten des legendären „Grand Hotel Esplanade“ hingegen, mitten in der Glas- und Stahl-Glocke des Sony-Centers, gibt es ihn. Den – wow! – Knall zwischen Gestern und Heute. Zugleich endlich die Stätte, an der sich Hinz und Kunz wieder freuen kann, dass es mal diesen Kaiser Wilhelm II. gab. Im Kaisersaal hat er Zigarre geraucht, Wein geordert und da, wo jetzt das Cinemax ist, muss seine Kutsche gewartet haben.

Damit nicht genug. In Steinwurfweite zur Billy-Wilder-Bar und dem bayerischen „Lindenbräu“ soll in einem anderen der vier Säle des alten Esplanade auch die anno dunnemals weit über Berlin hinaus bekannte Institution des „Café Josty“ wiederentstehen. Um die Jahrhundertwende legendärer Treff von Leuten wie Erich Kästner oder Theodor Fontane.

Was aus den anderen zwei dank Denkmalschutz geretteten Esplanade-Sälen werden soll, ist noch ein Geheimnis. Nur so viel darf verraten werden: Brüche sind dabei. Silbersaal und Palmenhof wurden so restauriert, wie sie in den 50er Jahren im „Adenauer-Schick“ aufgemöbelt wurden. Das Grand-Hotel-Relikt zeigt in sich, es sei nochmal gesagt für die, denen jetzt schon schwindelig ist, also vier Stilelemente: Neubau, Wirtschaftswunder, Nachkriegsfassade und Kaisersaal. Ohne Frage wird dies zu einer der exklusivsten Cocktail-Tränken der Nation werden. Wie wäre es, wenn zur Einweihung zum 1. Mai im Kaisersaal Fritz Teufel mit Dr. Motte über „Warum Preußen scheiße war“ diskutierten? Moderiert von Ariane Sommer im Mousse-au-chocolat-Mantel von Wolfgang Joop. ADRIENNE WOLTERS DORF